

Die Freyheit

Nr. 51

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

Schlaraffenland.

Erzählung von Wilhelm Schmidt.

(Schluss.)

Eindlich fand Marienhens Vater eine Frau, die das Mädchen gesehen hatte. Ja, da war so ein merkwürdiges Ding im Dogen, spät am Abend, schon in der Dunkelheit — war es vor zwei oder drei Tagen? — den Berg hinauf. Sie hatte ihm zugeschrien — denn was soll so ein Kind da oben, wo keine Menschenseele mehr wohnt? Es hat ja geschnellt da oben! Aber die war schon weg, ohne Antwort zu geben.

Auch der Mann war schon weg, ehe die Frau noch ausgesprochen hatte, nur ein Laut kam aus seinem Munde, fast jubelnd, sonderbar schreiend, als ob er sich mit Gewalt seinen Ausweg gesucht hätte. Und ein wenig später, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, machte der Mann mit den Armen schnelle, schüttelnde Bewegungen in der Lust, wie einer, der sich vor Freude nicht zu lassen weiß, der etwas anpacken und an sich ziehen möchte. Und mit einem Mal fing er an, mit sich selber zu sprechen. Herrgott, endlich war er auf ihrer Spur, jetzt wird er sie finden, bald wird er sie haben!

Er wandte sich noch einmal um nach dem Dorfe, das schon so weit unter ihm lag, daß er auf die Dächer sah. Er betrachtete es, wie es zwischen einem Wald von Obstbäumen lieblich versteckt war, betrachtete die einzäunten Gärten, die noch in den wechselnden, überall abgegrenzten Farben des Gemüses heraufleuchteten, während bei ihnen unten schon der Winter die Fluren kahl gemacht hatte.

Dann kletterte er mit langsamem, weit hingezogenen Schritten den Berg hinauf, hielt sich an den Bäumen fest, zog das Gestrüpp auseinander. Einmal, als es im Holze raschelte, stand er schnell still, die Füße in einen

Hansen branner Blätter gestemmt, hielt die Hände an den Mund und rief: „Marieche — Marieche . . .“

Dann stieg er weiter, und je höher er stieg, je mehr fühlte er, wie etwas Sonderbares in ihm vorging. Da, in seiner Brust, löste sich etwas, das hart gewesen war, geriet in Bewegung, nahm Wärme an, schien seine Bewegung und seine Wärme dem ganzen Körper mitzuteilen. Frei, freil ein plötzliches Freiwerden, Freisein, das war das, was der Mann in sich spürte, ein Freisein von irgend etwas, das er nicht mit Worten zu nennen wußte, das in ihm gesessen hatte und das nun gegangen war, nicht mehr da war.

Er überstrebte nun seinen Gedanken nicht mehr, die immer zu dem Kind hingingen, zog sie nicht mehr weg, ließ sie da, ließ sie sich wie einen wärmenenden, schmückenden Mantel darum legen. Er stellte sich sein Kind vor: in irgend einem Hansen auf der anderen Seite des Berges liegt sie, denn sie ist nicht weiter gekommen. Sie liegt in warmer Tücher gepackt, ist vielleicht sogar in ein Bett gelegt — denn sie ist frisch, ein wenig; es ist nicht anders möglich, daß kaum ein Kind nicht aushalten: den Weg, ohne zu essen, im Dogen, vielleicht im Schnee oben, im Frost.

Das Kind! Herrgott, wie schlecht muß sie es bei ihm, bei dem Vater, gehabt haben, daß sie davonging, sich eine neue Heimat suchen ging! Anfangs hatte er geflüchtet, dann hatte er lachen müssen über die Dummmheit der Kinder, die ein solches Märchen ernst nahmen. Dann war ihm mehr und mehr das Bewußtsein gekommen, daß hier nichts zu lachen war, daß hier eine Schuld war und daß die Schuld bei ihm, dem Vater, lag. Na ja, es ist schwer, sich selber schlecht machen zu müssen, und jeder versteckt sich da wohl.



Wo bleibt er? Nach einer Zeichnung von Josef Israels.

wie er getan, aufangs hinter einer Hecke von Wut und Gleichgültigkeit.

„Aber nun soll alles anders werden! Jetzt erst weiß er, wie lieb er sein Kind hat. Seine Eltern sagen es ihm, die ihm unter seinem Leibe davonlauzen wollten; seine Augen, die schon durch den Berg hindurch in das jenseitige Tal sehen, wo sein Kind, sein Mädchen bei fremden Leuten ist, die es nicht kennen, nicht verstehen, es vielleicht für eine Aussteigerin, für eine Landstreicherin halten. Wahrhaftig, von nun an soll sie's besser haben, sie und der Kleine. Sie sollen es so gut haben, wie er es ihnen geben kann. Er will eine Zeitlang nicht mehr ins Wirtshaus gehen und für das erparste Geld den Kindern etwas Warmes zum Anziehen kaufen. Ach was, nicht nur das ist nötig! Er weiß wohl, was den Kindern am meisten fehlt: freundliche Worte! Ja, von nun an will er mit ihnen sprechen, will ihnen erzählen, will sie fragen, damit er erfährt, wie es in ihren Köpfen, in ihren Herzen aussieht. Sie haben ja keine Mutter, die Kinder! Und haben ein Leben in sich, haben Wünsche, Gedanken, Kummer, genau wie er, der Vater! Und sie soll nicht mehr arbeiten, die Große — sie ist zu schwach. Sie ist überhaupt zu besserem geboren — man sollte sie etwas lernen lassen, sie in die Stadt in den Dienst geben. Wahrhaftig, das Mädchen ist wie die Mutter; sie hat das reiche Haar der Mutter, wenn sie auch die Farbe vom Vater hat. Und auch die Mutter ist davongegangen, hat sich eine neue Heimat gesucht, weil er, der Mann — bei Gott, es war immer nur sein alter Fächer, im Herzen war er immer gut gewesen — aber er konnte es nicht leugnen: er hatte sie oft geschlagen.

Auf einmal hatte er die Augen voll Tränen, so daß er sein rotes Schnupftuch zog, um sich die Augen zu trocknen — wieder vorsichtig sich umwendend, ob ihn niemand gesehen.

Er kletterte weiter, über zerstreute Felsblöcke, Schutttrümmer weg, aber immer durch Wald, endlosen, hochaufgebauten, im Sterben des Herbstes begriffenen Wald. Er glitt aus, stand auf, kletterte weiter.

Endlich war er oben, stand da auf wieder ebenem Boden. Er streckte den Rücken gerade und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. Ein kalter Wind blies, packte die Blätter der Bäume, die hier oben schon ganz kahl waren, jetzt von dieser, dann von der entgegengesetzten Seite. Dazu strömte ein starker Duft aus dem nassen, verwirrten Mader des Bodens. Der Schnee war weggeschmolzen, nur hier und da lag noch eine Handbreit davon, vom Wind gegen die Kälte eines Steines getrieben.

Der Mann trat an den Rand der Kuppe, um in das neue Tal hinzunterzusehen. Aber da waren nichts als weitbreite Wolkenlücken, die, von irgend welchen Kräften in Bewegung gesetzt, sich eins über das andere schoben, hier eins frei in die Höhe steigen ließen, dort schnell ein anderes zudecken und in die Tiefe drücken. Über die weite, weiße Masse sahen nur drei einzelne, schwarze Bergkuppen heraus, die in der allgemeinen Bewegung auch nicht mehr fest zu stehen schienen.

„Nur zwei Minuten,“ sagte der Mann zu sich selber, wie sich entschuldigend, setzte sich an einen breit stehenden Baum hin, legte den Rücken an den Baum und stellte sich seine Pfeife an. Er reinigte seine Schuhe von dem Stot, der sich daran gesetzt hatte, sah dann in die Bewegung der Wolken hinunter.

„Herrjott,“ dachte er, „ob sie amend och he jesesse hät? No — baal — baal ben ech bei ihr, kann se op minige Schnuß seze.“

Er sah in einer Art sicherer Behaglichkeit um sich. Plötzlich nahm er die Pfeife aus dem Mund, ließ die Hand mit der Pfeife in der Luft stehen, hielt den Mund geöffnet und die Augen starr und groß auf einen Punkt geheftet. Nach zwei, drei Sekunden nahmen die Augen ein Aussehen an wie verstaubtes Glas, traten wie Engeln unter den starken Stirnknöchen heraus. Ohne daß ein Laut aus dem Mund kam, zeigte sich eine kleine, runde Schamblase zwischen den offenstehenden Lippen, der

schnell ein paar andere folgten, von denen jede die vorangehende zum Platzen brachte.

Neben dem Mann, an demselben Baum, saß das Mädchen, wie plötzlich dahingekommen. Zwischen beiden, großen Felsstücken saß es, klein, in seinem grauen Kleid, seiner Unbeweglichkeit selber einem zwischen die anderen gefallenen Trittmarsch ähnlich. Der Kopf war nicht viel größer mehr als eine Faust, hing schlaff auf die Brust herab; das Gesicht war nicht weiß, sondern gelb, von einer glatten Haut, die alle Knochen sehen ließ — einem gelben Wachstuch ähnlich, das auf Stöcke gespannt war. Die ganze Gestalt war von einer sonderbaren Kleinhaltung, es war mir mehr das Halbe von dem Mädchen da. Unter dem gesprenkelten Kleide zuckte sich jeder Knochen ab; die Schulterhöhlen waren so tief geworden, daß das Kleid hineingesunken war und selber Höhlen da bildete. Die Füße, so gelb und wachsähnlich wie das Gesicht, waren eng zusammengeklammert. Die hoch unter den Nock gezogenen und in den Knieen gebogenen Beine standen dunn wie Stöcke unter dem Kleide. Die Hände sahen braun aus, wie aus Erde geformt, die Finger waren runzlig wie die Flügel einer Greisin; eine schief über die andere, lagen die Hände auf den Knien, und auf jeder Hand lag ein kleiner Nest von Schnee.

Zur Hälfte waren die Füße bedeckt von dem zusammengeklammerten Bludel des Hundes, der auf ihnen lag, nicht von ihnen gehen wollte und den Mann mit angstvollen, großen Augen unbeweglich von unten heraus aufsah. Auch er war so mager geworden, daß es schien, er welche, schon aus Schwäche zu gehen, nicht von seinem Platz.

Der Mann drehte sich, nicht schnell, ganz langsam auf den Knien herum, rutschte auf den Knien vor, streckte langsam eine Hand nach den Händen des Mädchens aus. Aber er war noch nicht nahe genug, die Hand reichte nicht hin, fing plötzlich zu zittern an.

Und da, statt näher zu rücken, zog der Mann die Hand wieder zurück, wandte sich um, saß wieder wie vorher da, sah nicht einmal mehr nach dem Mädchen hin, das Gesicht nahm den alten, flüstere Ausdruck an. „No jao — no jao — it es du — do nööß kee Jammerie mieh — it es verfrore — ech kann nix dosör . . .“

Auch der Mann sah kleiner geworden aus, hockte da, als warte er, daß einer kommt, der sage, was nun zu tun sei.

„It hät sich henjesaz he ovve,“ sprach er dann zu sich selber, aber so laut, als ob er zu sonst jemand spreche, it es ei der Maach he eroop sekunne, hät wade welle, bes et Dag wood, bes it sing Schlafaffenland sin klimmt. No jao — no jao it es verfrore — do es nix zo maache —“

Er klopfte mit einem irren Lächeln seine Pfeife an dem harten Knochen seines Kniez aus. Dann stand er auf, stand da, suchte den Weg, den er heraufgekommen, fleckte die leere Pfeife noch einmal in den Mund, um daran zu ziehen.

Plötzlich aber wandte er sich um, wie von einem Blitz herumgedreht, starrte auf das Kind. „It schlaaf — it schlaaf . . .“ schrie er so laut, als wolle er es irgend einem, der weggegangen und schon weitentfernt war, warnen. Er warf sich vor dem Kind auf die Kniee, riß ihm die Hände fort, hob ihm den Kopf auf: „Marieche — Marieche — Du — saag . . .“

Dann, als alles vergebens war, als das Mädchen starr wie aus Stein daszen blieb, als ihm der Kopf wieder in die vorige Lage auf die Brust herunterfiel — ward aus dem Mann mit einem Mal ein anderer. Sein Körper zuckte, überall, vom Kopf an bis zu den Füßen; seine Füße hoben sich und schlugen wieder mit den Schnäppen an den Boden, als wollten sie etwas dort treffen. Er drückte die Hände des Mädchens immer wieder an sein Gesicht, und dazu schrie er unaufhörlich mit einer komischen, hohen Stimme, nicht anders, als ob er das Geschrei der Kraken, die in den Sommernächten über sein Dach gingen und durch ihr Schreien seinen Zorn erregten, nachahmen wolle. Dazwischen brachen Worte aus seinem Munde heraus, tief, rauh,

wie von einer zweiten Stimme: „Ech han Dich gehatt — bei Gott, bei Gott! Wdd waach — waach — domet Du mich hirscht! Ma — ni ech welsch et wahl — et es zo spät — et es zo — ech ben et schold — ech — ech —“

— Es war ein klarer, schöner Tag, der vermutet den Regentagen gefolgt war. Alle arbeiteten auf dem Ziegelfeld draußen, das wieder, wie Sommer, seine gelbe, strahlende Farbe zeigte. Sonst war der Lehmbrocken von sich bewegenden, sich blickenden Kindern hin und her gehenden Gestalten erfüllt. Die Menschen geschah mit Hast, denn dem Sonnenschirm war mehr als ein paar Tage Dauer anzutragen. Doch waren alle voll Freude; einmal erblickte ich einen lachenden Aufschrei, der von einem sehr wachseu Mädelchen herkam, dem ein Bursch Begegnen an den Arm griff.

Nur die Kinder, die die elterüberlungen trugen, mit dem feuchten Lehmbrocken füllten, verhielten sich nachweisamer als sonst, unterließen noch mehr sonst jede andere Bewegung als das unaufhörliche nur durch den Zwang schnelle Heben und Senken der Arme. Nur wenn hin und wieder das Gräueltum einer karrenden Türe von den Häusern hervordrang, drehten sie alle die Köpfe hin, sahen nach einem der Häuschen hin, an dem die kleinen Fenster mit Läden gedeckt waren, und ließen die Hände eine Welle mitten in ihrer Bewegung stehen. Sie wußten es wohl, sie hatten es wohl an den Gesprächen der Männer entnommen, daß in den Sackblinden, das gestern von einer kleinen Karre heruntergehoben und in das Haus getragen wurde, das Marieche gesteckt hatte. Der böse Vater hatte sie zurückgeholt, und weil sie nicht gutwillig gehalten wollten, hatte er sie einfach in einen Sack gesteckt — das alles war leicht auszudenken.

Das Merkwürdige war nur bei der Sache, die Männer eine zu der anderen leise gesprochen hatte: „Dat Kind es du, der Herrjott han et sällig.“

Was es mit dem Totsein auf sich hatte, wußten die Kinder nicht, fragten auch nach ihrer Art nicht danach. Sie flüsterten mir und sahen aus allen Ecken, daß es etwas Trauriges, Geheimnisvolles sein müsse. Sie dachten dabei an irgend etwas Böses, das der Vater dem Marieche augetan habe: denn waren sonst die Läden vor die Fenster gelegt. Warum arbeitete das Mädelchen nicht hier bei ihnen auf dem Lehmfeld? Warum sahen sie sie nicht wenigstens hin und wieder in den Flur treten?

Dazu kam, daß der Priester aus dem Dorf heute über die Stecke gekommen war und, weil er ein äußerst großer Mann war, mit gesenktem und entblößtem Kopf in das Häuschen hineingegangen war. —

Jetzt stellte sich eine dicke Frau, die die Kinder schon oft im Dorf gesehen hatten, in die Türe, hörte wegen der Sonne die Hand vor die Augen und sah nach den Kindern hin. Schließlich kam sie in den breiten, hin und her schwankenden Gang, als ob der Boden unter ihr schwankend sei, heran, blieb in einiger Entfernung stehen und rief mit einem niedergeschärfsten Stimme: „Ma, fot hä — fot jek . . .“ Dabei winkte sie ihnen mit der Hand.

Die Kinder sahen erschrocken, ängstlich fragten nach den Erwachsenen hin. Da trafen sie mir auf plötzlich ernst gezogene Gesichter. Dann rief einer der Männer, der weit weg stand, laut und in der alten, ranhigen Art: „Boo — jaoh doch — iah nor schüss!“

Da legten die Kinder, ohne zu wissen, was sie sich eigentlich handele, alles, was sie in den Händen hatten, hin, warteten eines auf das andere bis endlich die Größeren vorgingen. Die Frau schritt neben den Ersten her, drückte sich nach den Hinteren um. „Er well et ehu han,“ sagte sie mit einem gutmütigen, freundlichen Ausdruck, der den Kindern Mut machte, „Lehr sollst du Marieche noch ens fin, ih er da Sarg zomacht Treit nor leis op!“

Die Frau trat zuerst in die Türe, dann folgten die Kinder, eines nach dem anderen, jedes auf den Schwelle aus Ziegelfelsen ein wenig zögern, in Furcht vor dem bösen Vater, und sich die Lehme-

Hände an den Kleideru abwischen — aber doch von der Mengl und der Erwartung ins Haus hineingezogen. Zu dem vorderen Zimmer braunten zwei Kerzen, die auf dem Tische standen. Zwischen den Kerzen war etwas wie eine gelbe, längliche Kiste hingestellt, die wie ein Bett weiß ausgefüllt war. Und um den Raum ging ein weisses, zackiges Papierband, wie ein eine Schnüschlüssel im Bäckerladen.

Zieben dem Tisch saß der Mann, die Ellenbogen auf die Schenkel gestützt, seine Pfeife rauchend. Unten an seinen Füßen saßen Marlechens Bruder und der Hund, beide nach den Kindern hinschauend. Der Mann saß ganz ruhig da, tat nichts Böses, sah die Kinder unter seinen dicken, gelben Brauen her mit freundlichen, blauen Augen an. Es lag sogar etwas Heiteres in seinem Blick, der die Kinder einzuladen schien: „Ja kommt mir, seht euch einmal an, was ich da habe!“

Die Kinder dachten nun nicht mehr, daß es etwas Schlimmes sei, was auf sie warte, sondern sie hatten den Eindruck von etwas Freudlichem und Guten. Sie traten näher an den Tisch, stellten sich auf die Beine, einige fassten sogar die Kiste an, und sahen alle, rund um den Tisch stehend, in die Kiste hinein.

Da lag Marleche, als schlief es in seinem Bett — nur daß das Bett viel schöner und weißer war als sonst, und nur, daß sein Gesicht ganz gelb, ganz klein war, so daß es einen Augenblick schien, es sei gar nicht das alte Marleche. Es hatte die Hände gefaltet und hielt darin einen kleinen Strauß von zwei Rosen und einem Blümchen. Dazu lag es in einem weißen Kleid da, so schön, wie die Kinder nie etwas gesehen hatten. Selbst die zwei Füße, die unten an dem Kleid heraussahen, steckten in kleinen, weißen Schuhen. Das Mädchen lag da und schlief, ohne auch nur einmal einen Finger oder einen Fuß über den Kopf zu bewegen — merkte gar nicht, daß die Kinder um den Tisch herumstanden. Und das alles hatte etwas so Merkwürdiges und Feierliches an sich, daß die Kinder nicht laut zu sprechen, nicht einmal von einem Fuß auf den anderen zu treten wagten.

Nur der Junge, der damals zuerst umgelehrte war und die Kinder verraten hatte, machte plötzlich den Mund auf und sagte, über die Kiste hinüber, zu dem Mann hin: „Du — sag — nü: es ist wahrhaftig do jewäs, do ovve?“

Der Mann regte sich eine Weile nicht, dann aber hob er den Kopf, sah freundlich über den Tisch zu dem Jungen hin und sagte: „Jewüs, es ist do jewäs. Ech han et nur deshalb geholt, weil it kein weiß Kleidche anhatt. Do ovve äver mög jedes Kind e weiß Kleid anhan, sonst wird et net erehlosse. Seht ihr — jes han ech im no e weiß Kleid anjetroke on jes dragen ech et wedder hen — jes dragen ech et wedder zorisct. Sed nor stest — domet it net waach wied — it darf nix davon merke.“ Damit drehte der Mann, noch einmal freundlich über die Kinder hinlachend, seinen Kopf um und rückte weiter, fuhr auch seinem kleinen Jungen mit der Hand durch das schwarze Haar.

Die Kinder atmeten nicht mehr, sahen voll Bewunderung in das stillle, kleine Gesicht Marlechens. Der Junge aber hob ganz leise, daß der Mann es nicht wahrnehmen sollte, einen Arm, führte ihn zu der Kiste hin und schob ihn dem Mädchen unter den Rücken. „Flüssel — hät it Flüssel?“ kam es aus seinem Munde, so leise, daß nur die neben ihm stehenden Kinder es hörten. Aber da zugleich die dicke Frau, die bisher in einer Ecke des Zimmers zu schaffen gehabt hatte, sich umwandte und auf die Kinder zukam, um sie wieder wegzu führen, zog der Junge seinen Arm schnell zurück.

Eine Stunde später, als die Kinder längst wieder im Lehmb standen und die Erde in die Karren luden, trat der Mann aus dem Hause. Er hatte seinen Sonntagsanzug an, die Schuhe schwarz gewichst und den Hut auf. Und an einem Strick, dessen Enden vorne in einen dicken Knoten zusammengebunden waren, trug er die Kiste, die vorher auf dem Tische in seinem Zimmer gestanden hatte, auf

dem Rücken mit sich. Sie war nun zugenagelt und man sah, daß sie aus gehobelten Brettern von dem Mann selber zusammengesetzt und mit gelber Farbe gestrichen war. Trotzdem der Mann stark und breitschulterig war, wie wenige unter den Männern, ging er unter der Last der Kiste krumm, wie ein Alter nach vorne gebogen.

An der Hand führte er den Jungen, der auch sauber und festiglich gekleidet war und drei Schritte machen musste, wo der Vater einen machte. Er ließ aber seine Hand zutraulich in der Hand des Vaters und lief weiter mit, als ob er sich freue auf alles, was es heute noch zu sehen gäbe, sah auch ganz stolz zu den anderen Kindern hinüber, die in Lumpen gekleidet waren wie immer und arbeiten mußten wie immer.

Auch der Hund lief mit, erst zögernd; als aber der Vater sich nach ihm umdrehte und ihm pfiff, bekam auch er Vertrauen und lief immer dicht hinter der Kiste her, den Kopf zu ihr aufgehoben.

„Wat? Käis De widder?“

Alle hörten auf zu arbeiten. Entschluß blieb der Mann, der oben am Ende der Lehngrube entlang ging und schon an den Arbeitenden vorüber war, stehen und lehrte sich nach ihnen um.

„Wao sehs Du hen?“ rief einer.

„No jo — do hen — sie soll dat Kind noch ens fin, ih et unger die Erd' lit.“ antwortete der Mann und wies mit dem Arm den Rhein hinunter, in die Richtung der Stadt, wo seine Frau wohnte. Dabei leuchtete hinter dem ruhigen, traurigen Blick seiner Augen wieder etwas wie eine Heiterkeit und eine Hoffnung.

„Nä — nü — ech kommen net widder — ech — ech würden wohl do blieve.“ Der Mann war schon weiter gegangen.

„Abgeschloß! abgeschloß och!“ riefen alle hinter ihm her. Männer und Frauen richteten sich auf und sahen ihm nach, bis er hinter der Welle einer Wiese, dem Strom zu, verschwunden war.

Die Kinder, die abseits standen und die Worte des Mannes nicht hörten, waren ganz voll Schreck, wirrten, wie ihnen das Herz zu schlagen aufhörte, musterten den Mund Bissnen, um weiteratmen zu können. Aber sie hoben auch die Arme weiter und senkten sie, als wenn nichts wäre, um die Augen der Erwachsenen nicht auf sich zu ziehen.

Erst am Abend, als die Geräte zusammengekämmt und alle Erwachsenen in die Häuser gegangen waren, liefen sie, eins schneller als das andere, lautlos zum Hinter hin.

Da standen sie auf ihrem Erdraud, streckten die Köpfe vor, als müßten sie den Mann mit der Kiste noch sehen — drehten die Köpfe bei jedem Geräusch geschwind hin und her, sahen fiebarhaft verlangend nach einem Schiff aus, das von oben käme, als müsse es ihnen Nachricht bringen, sahen wieder den Strom hinunter nach einem Schiff, das von unten käme und den Strom heraufsahre, als hätten sie ihm einen Auftrag zu geben.

Herrgott, Marleche war jetzt oben, war in dem neuen, herrlichen Lande, war alle Tage da, morgen und immer, kam nicht wieder!

Erst als es anfang Nacht zu werden, wurden die Kinder ruhiger, setzten sich und sahen wie sonst da, hielten die Beine senkrecht nebeneinander gestellt und sahen nach den Bergen hin, die dunkelblau, leuchtend, ganz in der Ferne standen.

„Laut nur jewäde — nur afwaade — et duert net miß lang, dann jom ech och hen, dann jom ech doch, dann jom ech däm Marleche naoh.“ sagte ein Mädchen, eins der Kleinsten, nicht leise, sondern mit lauter, mutiger Stimme.

„Ech och — ech och —“ rief es erst hier, dann da, dann überall.

„Mir feinem jet sage — mer mössen et janz för ons behaale,“ sagte das erste Mädchen, nun wieder flüstervib. „Mir maachen ons felver wißle Kleedche on trecken se an. Ech föhren Nech, ech brengen Nech hen.“

Zugleich mit den letzten Worten kam plötzlich der Wind wieder, mit den ersten Stößen, von Westen, vom fernen Meere her — morgen wird

er wieder zum Sturm geworden sein und übermorgen zum Regen.

Die Kinder gingen nach Hause, schnell, heimlich, leise austretend, stumm, aber die Herzen bis zum Sprunge angefüllt mit einem machtvollen Jauchzen und Singen; denn die alten Tage sind nun bald vorbei, die neuen Tage kommen, gewiß und unzweifelhaft — sie sehen die Hässlichkeit der Tage, die da sind, nicht mehr vor der alles überstrahlenden Schönheit der Tage, die kommen werden, später, bald, bald, nur noch ein Weilchen, bis die weißen Kleider feilg sind, die sie heimlich, hinter der Treppe, aus alten Hemden schneiden werden. In zwei, in einer Woche! In drei, zwei Tagen!

Die Weltstrassen des Ozeans.

Von J. Wiese.

(Edinb.)

Frankreich hat den Verkehr zwischen seinen eigenen Höfen und Algier der Nationalflagge vorbehalten. So treten denn auch auf der nordafrikanischen Route gegenüber seiner eigenen Flagge die fremden ganz zurück; aber auch seine eigene Flagge ist so ziemlich auf den Verkehr mit Algier und Tunis beschränkt, denn ihr Anteil am Verkehr mit Ostafrika und seinen dortigen Besitzungen umfaßt nur 35 000 und 60 000 Tonnen im Eingang bzw. Ausgang. Aus seinen nordafrikanischen Kolonien besteht Frankreich hauptsächlich Nahrungs- und Gewinnmittel (Getreide, Fleisch, Gemüse, Früchte, Öl etc.), aber auch Mineralien und speziell Phosphate zu Düngezwecken. Seine Ausfuhr dorthin besteht in Erzeugnissen seiner Industrien, insbesondere seiner Textilindustrie, und repräsentiert einen Wert von gegen 250 Millionen Mark, während der Einfuhrwert nur 180 Millionen Mark erreicht. Minnt man hinzu, daß Frankreich nach seinen übrigen afrikanischen Kolonien noch für ungefähr 70 Millionen Mark exportiert, so erkennt man den hohen Wert, den diese Besitzungen für das Mutterland schon erreicht haben.

Der Schwerpunkt der britischen Interessen in Afrika liegt in dessen Süden, doch ist auch Egyptens Bedeutung für dessen Außenhandel in stetem Wachsen begriffen, und der Wert seines Exports nach Großbritannien übertrifft sogar den Südafrikas einschließlich Natal; dies war auch bereits der Fall vor dem südafrikanischen Kriege. Egypten liefert nämlich an Großbritannien jährlich für 240 Millionen Mark seiner Erzeugnisse, die besonders in Baumwolle, Baumwollsamen und Delikatessen bestehen. Südafrika liefert an Massenartikeln, vornehmlich Schafwolle, Hante und Metalle; über die Hälfte des Wertes seiner im Jahre 1901 180 Millionen Mark befragenden Ausfuhr nach dem Mutterlande bildet jedoch seine Diamanten und Straußfedern. Natal liefert in erster Linie auch Schafwolle, in zweiter Farbstoffe, insgesamt aber für noch nicht 20 Millionen. Es erklärt sich bei dieser Sachlage, daß der einkommende Verkehr Großbritanniens auf der nord- und ostafrikanischen Route eine größere Tonnage beansprucht, als der auf der westafrikanischen, auf der die Erzeugnisse British-Südafrikas hereinkommen. Daß der ausgehende Verkehr Großbritanniens auf beiden Routen sowohl den betreffenden einkommenden Verkehr überwiegt, als auch die Tatsache, daß der Verkehr nach dem Norden und Osten Afrikas mehr Schiffsräume beschäftigt als der nach dem Westen und Süden, ist wiederum eine Folge des englischen Kohlenexports, namentlich nach der afrikanischen Nordküste, besonders nach Egypten, nach Port Said, dem Kohlehafen für den den Suezkanal passierenden Verkehr von und nach dem Osten. Erhebliche Mengen beanspruchen auch Malta und Gibraltar für Kriegs- und Handelsschiffe: alle drei zusammen 2,9 Millionen Tonnen jährlich. Demgegenüber bleibt der Bedarf aller west- und südafrikanischen Besitzungen Großbritanniens, der kaum 700,000 Tonnen beträgt, ganz zurück. Wie zu erwarten, spielen aber für den sonstigen britischen Export die

ungleich ausnahmefähigeren, südafrikanischen Besitzungen eine viel größere Rolle, als Ägypten und alle anderen afrikanischen Besitzungen zusammen genommen. Auch in normalen Zeiten wird nämlich nach Südafrika vom Mutterlande ungefähr das Doppelte an Werten ausgeführt, als nach den übrigen Besitzungen in Afrika.

Im Jahre 1901 fand ein bedeutender Verkehr von den Vereinigten Staaten aus nach Südafrika statt. Derselbe kam ganz überwiegend von den atlantischen Unionshäfen und meist unter britischer Flagge. Man wird nicht fehlgehen, diesen Verkehr auf Rechnung des südafrikanischen Krieges zu schreiben, obwohl die amerikanische Statistik nichts darüber sagt. Ein Teil der großen Mengen an Nahrungsmitteln für die englischen Truppen wurde auf diesem Wege bezogen. Die erste der großen Routen, auf der Russland mit einem erheblicheren Verkehr angetroffen wird, ist die nordafrikanische, und zwar nur diese, nicht auch die ostafrikanische, denn hier fehlt die russische Schiffahrt wieder gänzlich, ebenso wie auf der westafrikanischen Route. Nur der Verkehr von und nach den russischen Häfen des Schwarzen Meeres ist von Bedeutung, nicht der der Ostseehäfen. Man hat es hier also nur mit eigentlicher Mittelmeerfahrt zu tun. Sie ist wiederum größtenteils auf Egypten beschränkt; in ein kommender Richtung ganz, in ausgehender zu mehr als zwei Dritteln. Es handelt sich hier besonders um die regelmäßige, russische Postdampferlinie nach Egypten, was sich auch in dem gleichmäßigen Anteil der russischen Flagge am Verkehrs beider Richtungen ausdrückt. Der in seiner Gesamtheit stark überwiegende Verkehr in ausgehender Richtung findet seine Erklärung in der Ausfuhr von Getreide, die besonders nach Malta und Gibraltar gerichtet ist, und gänzlich den fremden Flaggen, voran der britischen, zufällt. Deutschlands Schiffsverkehr endlich bewegt sich, wie schon erwähnt, auf der nord- und ostafrikanischen Route so gut wie ganz unter eigener Flagge. Es ist der Verkehr nach Deutsch-Ostafrika und der übrigen afrikanischen Ostatlantik bis hinunter nach Natal. Die Schiffsverbindung Deutschlands mit der Nordküste Afrikas wird in der Hauptsache hergestellt von den deutschen Levante-Schiffen. Mehr entwickelt als sein ostafrikanischer Verkehr ist bereits der Verkehr auf der westafrikanischen Route Deutschlands, er wird aber in eingehender Richtung an nähernd zur Hälfte und in ausgehender zu mehr als der Hälfte von fremden Flaggen bewältigt. Besonders seine Verbindung mit Südafrika in ausgehender Richtung wird von Deutschland vor ihrer Ausreise zum Teil regelmäßig anlaufenden englischen Dampfern gepflegt. Steht man von Nordafrika ab, so sind für Deutschlands afrikanischen Handel die wichtigsten Gebiete bisher noch die britischen Besitzungen in Südafrika und am Niger. Insgesamt beträgt die Einfuhr der ost-, süd- und westafrikanischen Landesprodukte nach Deutschland, aber erst rund neunzig, seine Ausfuhr dahin reichlich fünfzig Millionen Mark.

Der Verkehr der europäischen Großmächte und der atlantischen Häfen der Union nach dem Osten nimmt unter normalen Verhältnissen, heute zum weitaus größten Teile seinen Weg durch den Suezkanal. Nur die Segler und ein Teil der Frachtdampfer im Verkehr mit Australien hat aus nationalen Gründen bzw. zur Betriebsverbilligung den alten, jedermann freistehenden Weg ums Kap der Guten Hoffnung beibehalten.

Die Haupthandelsgebiete, die an der in Rede stehenden Route liegen, sind Britisch-, Holländisch- und Französisch-Indien, die ehemaligen spanischen Besitzungen, die jetzt den Vereinigten Staaten gehören, sowie China, Japan und Australien. Die zuerst genannten, an Naturhäfen sprichwörtlich reichen indischen und malaiischen Gebiete sind bedeutende Produzenten von Reis, Gewürzen und Drogen aller Art, Thee, Tabak, Jute, Baumwolle, wertvollen Hölszern, Ostindien auch von Getreide, Delftaaten und Hänten, die malaiischen Gebiete auch von Metallen, besonders Zinn. China liefert an wichtigsten Genussmitteln und Rohstoffen Thee, Häute

und Felle, Hanf und die Erzeugnisse seines Haushaltswesens, die sogenannten Chinalwaren. Auch Japan liefert in großen Mengen diese nach ihm benannten Waren, dazu Drogen und Metalle, vornehmlich Kupfer, welche zusammen endlich Mohsfeide und Seidenwaren. Australien und Neuseeland liegen in ihren wichtigsten Teilen bereits wieder in der gemäßigten Zone und führen deshalb Erzeugnisse dieser Art: Schafwolle, Getreide, Fleisch, Obst, Mettereiprodukte, Häute, aber auch sehr bedeutende Mengen ihres mannigfaltigen Bergbaues. Alle diese Gebiete, zu denen die große, indische Seestraße führt, laufen für die von ihnen exportierten Waren die Fabrikate der Großmächte, an denen natürlich, wie überall, den Hauptanteil die beiden wichtigsten Industrien, die Textil- und Eisenindustrie, haben.

Großbritannien ist auch in der ostasiatisch-australischen Welt der Hauptkäufer und -Verkäufer. Sein Handel mit seinen indischen und australischen Gebieten erreicht die Summe von 750 bezw. 700 Millionen Mark in der Einfuhr und 800 bezw. 600 Millionen in der Ausfuhr. China und Japan zusammen verkaufen dagegen an Großbritannien nur für 90 Millionen und kaufen von ihm für 250 Millionen. Solchen Handelswerten entsprechend, überwiegt denn auch Großbritanniens Schiffsverkehr auf der ostasiatisch-australischen Route den aller anderen Großmächte um ein Mehrfaches, auch Deutschlands insgesamt noch um das Dreifache. Deutschland führt von den britischen und holländischen Besitzungen und von China, Japan und Australien zusammen für fast eine halbe Milliarde Mark ein und für über eine viertel Milliarde dahin aus. Bei Frankreich überwiegt der ein kommende Verkehr den ausgehenden sehr bedeutend; es fehlt nicht viel daran, daß er ihn um das Doppelte übertrifft. Abgesehen davon, daß auch auf der hier besprochenen Route die französischen Häfen von den fremden Flaggen während der Reise nicht sehr stark angefahren werden, kommt deutlich die Tatsache zum Ausdruck, daß Frankreichs Einfuhr auf dieser Route tatsächlich hinter der deutschen an Wert nicht weit zurücksteht. Ist doch die Suezroute der Weg, auf dem Frankreich einen seiner wichtigsten industriellen Rohstoffe, die Seide, bezieht. Seine Ausfuhr erreicht dagegen noch nicht 90 Millionen Mark.

Russlands Verkehr auf der Route nach dem Osten geht fast ganz von seinen Schwarzen Meer-Häfen aus und ist ausgehend wie ein kommend zur vollen Hälfte nach der pazifischen Küste des eigenen Landes gerichtet. Unterwegs werden natürlich auch von dieser sogenannten großen Küstenschiffahrt fremde Häfen angefahren. Aber wie auf den anderen großen Schiffsahrtsstraßen der Erde, so ist der Anteil Russlands auch hier noch weit im Rückstande, nicht nur absolut betrachtet, sondern auch hinsichtlich der Betätigung der eigenen Flagge. An dem ausgehenden Verkehr hat die britische Flagge den größten Anteil, das gleiche dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach auch beim Einkommen der Fall sein. So wie der russische, ist auch der Verkehr der atlantischen Seite der Vereinigten Staaten mit dem Osten erst im Werden begriffen. Aber jetzt stellt er schon eine nicht zu verachtende Größe dar, und wird ohne Zweifel viel schneller wachsen als der russische, wenn er auch nur zu einem verschwindenden Teile von der nationalen Flagge bewerkstelligt wird.

Das Gleiche ist der Fall bei der nördlichen und südlichen transpazifischen Route. Hier hat allerdings auch die eigene Flagge der Union schon einen bemerkenswerten Teil des Verkehrs an sich gezogen, oder vielmehr ihn selbst begründet, ebenso wie die japanische Flagge. Denn die unter ihren beiderseitigen Flaggen auf der nördlichen Route laufenden Schiffe sind ihre regelmäßigen Postdampfer im Verkehr untereinander und mit China; auf der südlichen Route handelt es sich um die Postdampfer der Vereinigten Staaten über die Hawaii- und Samoa-Inseln nach Australien und Neuseeland. Noch bedeutet der transpazifische Verkehr, der von seiner Entstehung an mit den riesigen Entfernungen des Großen Ozeans zu rechnen hat, im Vergleich zu den anderen großen Straßen des Seeverkehrs

nicht viel, aber es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß er, energisch gefördert von den beiden führenden Nationen zu beiden Seiten des Pazifiks, den Vereinigten Staaten und Japan, schnell vorwärts schreiten wird.

So umschließt, hervorgegangen aus bescheidenen Anfängen, jetzt ein wohlgeordnetes, sicher innewohnendes Netz von Dampfschiffverbindungen der Weltteile. Wenn ein Menschenalter ist nötig, um diese Schöpfungen ins Leben zu rufen, so ist die heute als sprechende Beweise menschlicher Kraft und Intelligenz vor unseren Augen zu sehen. Welchen beeindruckenden Erfolg diese großartigen Verkehrseinrichtungen auf die Annäherung der Völker auf die Bildung der wirtschaftlichen, sozialen geistigen Beziehung derselben ausüben, das an Hand der Geschichte und Statistik zu verfolgen, wird in der Zukunft eine ebenso große, wie dankbare Aufgabe bilden. —

Die Neufundlandfischer.

Von Wilhelm Holzamer.

Durch Pierre Lotis Roman „Die Neufundlandfischer“ sind die bretonischen Fischer berühmt geworden, die sich alljährlich häuslich in Baimpol versammeln, um von da aus nach der Insel Island auf den Schellfischfang zu fahren. Eine gleiche Verhüttung verliehen die normannischen Neufundlandfischer, auf den gleichen Fang nach Neufundland sich zu geben. Sie ziehen meistens von Fécamp und Dieppe aus. Von Fécamp geht eine Flotille von zehn bis fünfzig Dreimastern alljährlich im März ab. Ende Oktober, anfangs November, kehren die Fischer in ihrem Fang zurück.

Die Normandie treibt vorwiegend Ackerbau und Viehzucht. Ihre Kühe und Pferde und Schafe sind so berühmt wie ihr Käse, ihre Butter, ihre Milch. Ihre Früchte, vorwiegend Apfelsine und Birnen, haben das gleich gute Renommée wie ihr Apfelswein. Wer man in Paris als gut empfehlen will, auf dem Markt wie in den Läden, das muß von diesen Provinzien die Marke normannisch haben. Normannisch auch das beste und kräftigste Hammelfleisch, das „pris salé“ bezeichnet, das heißt von Schafen herrihrend, die auf gesalzenen Wiesen geweidet haben. Diese Wiesen hat die Normandie in ausgedehnte Pläne ihre ganze Küste entlang, bis zu deren äußersten Enden sich die Landwirtschaft erstreckt. Hier treibt sich die Bevölkerung — Cultivateure und Fischer. Die Landwirte sind meist die reicherer Leute, die Fischer haben den Erwerbsinn aller Frau und dessen Ziel die Miete ist. Ein kleines Häuschen mit Gärten, einen Pflanzengarten für Kartoffeln, Zwiebeln, Bohnen und Samenkämpfer, um im Trocknen und Gärnachen der letzteren sich die Standorte für die Wintersuppe schaffen zu können. Ein paar Apfelbäume, um sich seinen Cidre, das ist Apfelsaft, selbst bereiten zu können. La petite retraite, die kleine Pension von der französischen garantierten Unterstützungsstasse der Fischer, um seine Pfeife rauchen und an stürmischen Tagen von der Höhe der Klippe in Ruhe und Sicherheit ausblicken zu können, das ist der Traum der alten Seebären, in dessen Erfüllung ihr Leben in seiner harten Arbeit und seinen Entbehrungen und Gefahren seinen schönen Ausklang hat. Frau und Kinder und Kindeskinder — und dem Herrn Pfarrer an den Festtagen eine Kerze — und der heiligen Jungfrau auch eine — und Sonntags die Messe in der Klingelbenteuerkirche extra — und bei jedem Taufe und Hochzeit immer auch dem Herrn Pfarrer sein Teil — was will die liebe Unfruchtbarkeit und fromme Dummlheit noch mehr, als den lieben Gott und den guten Magen des Gottes auch was tun zu können. Denn das Leben jedoch auch noch einen höheren Sinn und Zweck als nur die Arbeit und die schwere Erdgeschicklichkeit, nicht vom Brode allein lebt der Mensch.

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 51

Güte den Annoncen Teil der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Interessen-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro abgesetzte Nonpareille-Zelle oder deren Raum A. 1,50.

1904



Remontoir-Uhren, garantiert
gute Werk, Clubis, schönes, starkes
Gehäuse, deutscher Reichstempel,
echte Goldränder, Emaille-Gläser,
Stahl, M. 10,00. Dieselbe mit Echt
Silbernen Rapseln, 10 Clubis M. 18.
Schlechte Ware führe ich nicht.
Meine sämtlichen Uhren sind wirklich
ausgezogen und genau reguliert;
ich gebe daher seines 2-jährige schriftliche
Garantie. Versand gegen Nachnahme
oder Posteingangszahlung, Umtausch
gestattet oder Geld sofort zurück, somit
Bestellung bei mir ohne jedes Risiko.
Ich illustrierte Preisliste über alle
arten Uhren, Ketten und Gold-
waren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und
Goldwaren. En gros
Berlin 415. Neue Königstraße 4.
Reelle und wirklich billige Be-
zugquelle für Uhrmacher und
Wiederverkäufer.

Deutsch-erstklassig.
Roland-Nähmasch.,
Waschmaschinen u.
landwirtschaftl. Ma-
schinen, auf Wunsch
Teilzahlung.
Auz. 6-12 M. Abz. 4-7 M.
mon. Geg. Barz. lief.
Nähmsch. v. 48. M. an.
Man verlange umsonst Preisliste.
Roland-Maschinen-Gesellschaft
in Köln 260.

Brauchen Sie Tabak?
Dann wenden Sie sich an den Tabak-Versand
Ernst Aug. Wagenseiffer
Gr. 1875, Hannover-Linden 15. Gr. 1875.
10 Z. Postbeutel franko A. 8.

Kaffee billig

naturell geröstet
Flachbohnig à Pfd. 80 bis 180 Pfg.
Perls à " 95 " 178 "
rein und feinschmeidend, wird versendet in
Säcken 1/2 Pfd., auch schon von 5 Pfd.
an, unter Nachnahme frei jeder Post-
station. Rüster und Preisliste post- und
postenfrei. Aufträge u. Anfragen erbitte
unter Bezugnahme auf diese Annonce.
A. Reichenbach Jun., Halle a. d. S.
Kaffee-Import und Groß-Möbel-
Vertrieb- und Sortier-Aufzelt.

Vorteilhafte
Bezugsquelle von
Musik-
instrument.
jeder Art
Katalog frei

Wilhelm Paulus
Markneukirchen No. 112.

Konkurrenzlos!

Ia. elektr. Taschen-Lampen
mit Scheinwerfer, garantiert
4½ Volt, etwa 5000 Erleuch-
tungen à Dz. A. 7. Musterstücke
à 75 A., mit Ia. Vergrößerungs-
linse à Stück 15 A. mehr.
W. Störlig, Blankenbain l. Thür.

Stottern heißt gründlich
Sprachheil-Sanatorium
Hannover, Parkstr. 8.
Neues radikales Verfahren. Ämtliche
Beurkünfte zur Verfügung. Prosp. gratis.

Wer seine Frau liebt hat
vorwärts kommen will, lese Dr. Bock's
Buch: „Kleine Familie“. so & Briefm.
eins. G. Klützsch, Verlag 688, Leipzig.

Gegen nur 2 Mk.
Monatszahlung
versende ich überallhin
anerkannt vorzügliche
Musikwerke

selbstspielend und zum Drehen von
18 Mk. an. Reelle schriftl. Garantie.
Friedrich Riebe, Breslau 170
Illustrierte Preisliste kostenfrei.

Lesen bringt Gewinn!
Gratis u. franko erhält jedermann meine
neueste, prosp. üb. hochinteressante, lehr-
reiche und nützliche Bücher. Rüsten Sie
eine Anfrage!

Max Wendel, Verhandlungsbuchhandl., Dresden 8.

Lungenleiden (chron. Katarrhe und Schwindsucht) heilbar!

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und gehilfenen Kranken
über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik
Dr. Hofmann Nachf. in Meerane 101 (Sachsen) gratis und franko.



Blendend weiß

wird jede Wäsche, die in der
Alexanderwerk Original-
Waschmaschine „Saalfeldia“

gewaschen wird. Durch den neu-
artigen vorzüglichen Wäschebewegung
wird die Wäsche nach 4 Richtungen
hinaus bewegt und bei grösster
Schönung schneller und besser
gewaschen als in irgend einer
anderen Maschine.
Ladenpreis A. 50,- bis A. 55,-.
In allen Küchengerät- u. Eisen-
warenhändlungen zu haben.

Alexanderwerk Akt.-Ges.
Remscheid.



Salem Aleikum Cigaretten!

3 bis 10 Pf. p. St.
Keine Ausstattung -
nur Qualität!

Clara mit Firma:
Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yemidze“
Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.
Über siebenhundert Arbeiter.



Phonographen Grammophone Musikwaren

Nur prima Fabrikate zu billigsten Preisen.
Illustrierte Preislisten gratis und franko.

J. Ch. Detmering, Hamburg 50.

Musik-Instrumentenfabrikation, gegr. 1858.



Ich will

jeden Raucher von der Preiswürdigkeit meiner billigen und beliebten Fabrikate
überzeugen, daher offeriere ich als Probe:

- | | | |
|-------------------------------|------------------------|------|
| 1. 100 Universal No. 78 | | 0,90 |
| 2. 100 Havaniros No. 13 B. | | 1,00 |
| 3. 100 Adres | in Holztischen mit | 1,30 |
| 4. 100 Reclamo | hochseiner Ausstattung | 1,60 |
| 5. 100 Zig. Krakowski No. 5. | | 1,80 |
| 6. 100 versch. gute Fabrikate | i. 10 Sort. | 2,22 |

Summe inkl. Porto A. 8,82

Damit jeder die Probe recht billig erhält, versende diese 100 Stück preiswerte
Marionette-Spielbuch zum Kunden gratis bei. Garantie: Rücknahme oder Umtausch.
Bitte gest. bald zu bestellen bei P. Pokora, Sig. Führ., Neustadt, Westpr. Nr. 150 K.



Billigste Bezugsquelle für Cigarren

100 Stück	
3 Pt. Cigarren	2,- 2,20, 2,40 MIL.
4 "	2,60, 2,80, 3,-
5 "	3,40, 3,60, 3,80
6 "	4,20, 4,50, 4,80
8 "	5,40, 5,60, 5,80
10 "	6,50, 7,- 7,50

Musterkisten von 100 Stück, enthalt.
10 verschied. Sorten von je 10 Stück
nach beliebig Wahl, stehen zu Diensten.
Carl Streubel, Cigarrenfabrik,
Dresden-A., Wettinerstr. 13/14.
Der neueste illustrierte Preiscurant wird
Jedem auf Wunsch franco zugesandt.



Echt Silber
800/1000
mit Reichstempel
In nur allerbilligster
Preislage

Passend für
Weihnachtsgeschenke
Preisliste
gratis und franko
Ad. Nonnenmann
Pforzheim

Achtung!!!
Pflaumen-Mus
Emaille-Elmer, netto 25 U. A. 4,25
Flaschen von 100—120 U. A. 12 A.
Kübel von 80—70 U. A. 12½ A.
sowie jede and. gewünschte Pack.
ab Station gegen Nachr. Gefüsse fr.
Joh. Reinhardt, Musköcherei
Gr. Ottersleben 10.

30 Tage zur Probe

versenden wir, um jedermann Gelegenheit zu geben,
sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, immer
Silberstahl - Rasiermesser No. 30,
fein hohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etui
pro Stück A. 1,50 unter fünfjähriger Garantie. Besteller
verpflichtet sich, den Betrag binnen 30 Tagen ein-
oder das Messer retourzusenden. Also kein Risiko!
Mehr als ein Stück versenden wir nur unter Nach-
nahme. — Namen in Goldschrift pro Stück 10 A.
und portofrei versenden wir in
unser Hauptpreiskatal.
mit za. 2000 Abbildungen über
Stahlwaren, Leder
waren, Gol-
und
Silber-
waren

Pfaffen, Sensen, Haushaltungsartikel sowie viele Neuheiten.
Stahlwarenfabrik Wald b. Solingen No. 20.

Die besten Weihnachtsgeschenke

sind Soberangs-Nähmaschinen (verbesserte deutsche Singer) von
nur A. 40 an mit fünf Jahren Garantie. Wringmaschinen und
Kinderräder sehr preiswert. Bahnr. Anerkennungen. Direkt
Versand an Private. Katalog gratis. Volk & Trambauer, Nürnberg 41.



Meinel & Herold,
Harmonikafabrik
Musikinstrumenten-Versand

Klingenthal (Sach). Nr. 88/A

liefern unter voller Garantie Har-
monikas in über 120 versch. Gr.
Gitarren v. M. 1,50—Gitarren v. M. 12,—
Geigen v. M. 4,—an. Viols.
Musiinstrumente, Mundharmonika,
Bandoneon, Clarinetas etc.

Catalog 104
Sitten darf
an Feier-
mann frei.

Nur erschienene
Preisliste frei.

Musikinstrumente
für den Weihnachtstisch

Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig, Querstraße 26/28.

Zitherspieler
erhalten

5
Musikstücke
u. Katalog gratis

z. Musikneuer Görlitz, A.

Passendes Weihnachtsgeschenk
D.R.G.R.

224 305

Schnurrbart-Platte „Unvergleichlich“

Kein langweil. Warten mehr. Schnurrbart
sitzt sof. tadel. Kompl. App. M. 3,30 p. N.

Passende Binde und 2 Kämme Mk. 1.—

Allein-Vertrieb: R. Elberg,

Verwertung und Vertrieb von Neuheiten.

Berlin-Friedenau N. Hauffstrasse 8.

Illustration of a man with a mustache.

Illustration of a mustache.

Die Fischer, die die Küste verlassen und „au large“ den Kampf mit dem Meere bestehen, teilen sich in zwei Gruppen: die Heringsfischer und die Sardinsfischer. Welcher Beruf ist hart, härter als der jener Küstenschiffahrer, die mit Netz und Angel mehr den Küstenschiffahrt vertreten und mehr von Hand zu Hause leben. Sie fangen Makrelen, Goldbarsch, Hummer, Meerlachs, und bringen meist wenig genug heim; denn den Hauptteil nehmen ihnen die Dampfschiffe weg, die außer der Küste passieren und Großbetriebe des Fischfangs darstellen. Die Heringsfischer fahren auf breit, höchstens sechs Wochen aus. Wenigstens ist auf sechs Wochen, als längste Zeit, ihr Schiff mit Proviant versehen, den jeder Fischer selbst stellen muß. Anders die Neufundlandfischer. Sie fahren Ende März aus und kehren nach sieben bis acht Monaten erst zurück. Sie rekrutieren sich aus Fécamp und Dieppe selbst, meist aber aus den längs der Küste mehr oder weniger laudenwärts hingesäten Dörfern. Ein Dorf, das z. B. fast nur aus Neufundlandfischern besteht, ist St. Pierre en Port, in dem außer ein paar alten, pensionierten Großvätern alle Männer, zirka 250 an der Zahl, mit der Flottille ausgezogen sind, so daß nur die Frauen übrig bleiben, die während der Badessaison durch Waschen und Vermieten noch etwas zu verdienen streben. Denn der Verdienst der Männer ist nicht groß. Ein „terreneuvier“ hat zirka dreißig Mann Besatzung. Der Armatore, der die Leute durch „Vertrauenspersonen“ werben läßt — Vertrauenspersonen sind meist die Kapitäne der einzelnen Schiffe — zahlt ihnen beim Engagement eine bestimmte Summe aus, meist 500—600 Francs. Die Bretonen, sagen mir die Normannen, seien Lohnbrüder. Sie nähmen ein Engagement schon für 300 Francs an. Dafür seien sie allerdings meist dermaßen schlecht ausgerüstet, daß sie nach drei Monaten schon

gänzlich herunter seien, so daß die anderen für sie sorgen müßten. Zudem seien sie falsch und stachseln gern zur Unzufriedenheit auf. Doch sind Meutereien etwas sehr seltenes, wenn auch, wie mir die alten

Fischer sich vollständig selbst eiquipieren müssen, d. h. er kommt auf jeder Fahrt so sehr herunter in allem, was er hat, daß er für jede neue Fahrt sich vollständig neu ausstatten muß. Rock, Flanellhemden



Hochseefischer. Nach dem Gemälde von Hans Petersen.

Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl in München.

Seebären zugestehen, der Marin nach vier Monaten „seine Nerven“ habe, schlimmer als die mondaine Pariserin. Aber das Meer rechnet damit nicht.

Das Engagement mit 600 Francs für sieben Monate ist an sich schon kein glänzendes. Aber es kostet noch mehr, wenn man bedenkt, daß jeder

und -blousen, Segeltuchanzüge, Delphänen, Delmützen, Sweaters, Fausthandschuhe, Söldner, die hohen Schafstiefel, die das Paar allein 45 Francs kosten, alles muß er sich neu anschaffen. Er verbraucht dafür 250 Francs, meist aber reichen die ihm nicht, und er muß seine 300 Francs gut und gern auf-

wenden. Der Armateur stellt das Schiff, die Fanggeräte und die Nahrung, das heißt Biskuit, Wurst, Wein, Eau de vie, Konfitüren und Konserven, für acht Monate mindestens berechnet. Dieses Boot ist damit höchst befachtet. Es bekommt aber außerdem noch eine tägliche Fracht Salz, damit die Mönche gleich draußen in Terre-neuve eingesalzen werden können. Beim Engagement erhalten die Leute eine entsprechende Summe, um sich auszurüsten zu können. Vor der Ausfahrt, nach dem Gottesdienst — in Fécamp in der auf der Falaise de la Vierge sehr schön gelegenen Notre-Dame de Salut — erhalten die Frauen einige hundert Francs, und im Juli können sie dann den Rest erheben. Es klingt schön: der Unternehmer gibt uns Schiff und Nahrung, wir geben ihm unsere Arbeit. Die alten Marins sagen mir: die Unternehmer haben ein großes Misstrauen; wenn es einen Verlust gibt, ist er gleich enorm. An sich denken diese Leute nicht. Sie erzählen, wie sie ihr Leben einsehen, aber sie zählen den Einsatz ihres Lebens doch nicht genug. Es geht ihnen nicht auf. Gewiß, die Summe ist niedrig, und jedes Jahr wieder lehrt die Erfahrung, daß sie den meist zahlreichen Familien nicht ausreicht. Es heißt auch noch, der Fischer hat Teil am Fang. Das verlockt. Er trägt also aber auch Misstrau mit — Misstrau, ohne genügend gesichert zu sein. Es erhält jeder ein Fünftel Teile, so heißt es, in Wirklichkeit ist's ein Hundertstausendstel. Dreißig Leute an Bord, macht also ein Dreißigstel des Fanges, den das Boot gemacht hat. Davon hat nun jeder erst das Fünftel. Das kann, da Millionen von der Flottille gefangen werden, ganz viel ausmachen, aber genug ist's nie, selbst wenn sich's zu einer Höhe bis zu 900 Francs erheben sollte, wie das verschobene Male vorgekommen sei. Die letzten zwei Jahre war es nichts, gar nichts. Die spärlichen Nachrichten, die von den Fischern heimkommen, sie bringen alle üble Kunde. Sie fangen nichts. Fische sind genug da; aber am Ende fehlt es. So werden die Schiffe halb leer heimkommen. Dann kommen die Männer ganz leer heim. Eine Frau erzählt mir, ihr Mann habe im vergangenen Jahre 20 Francs und ein wenig Schellfisch gehabt. Die Frau hat drei Kinder, und das vierte ist unterwegs, und drei oder vier sind gestorben. Sie wäscht im Sommer; aber im Winter ist nichts zu verdienen. Ein Eßer mehr ist im Hause. Und der Mann sollte, nach dem harten „lutt“, nach acht Monaten angestrengtester Arbeit erst recht tüchtig und kräftig, besonders Fleisch, meint sie, zu essen haben. Im vergangenen

Jahre 20 Francs; in diesem vielleicht keinen Son. „C'est de la misère“, meint sie. Damit ist's hingenommen. Ein Glück, wenn dann nur das neue Engagement kommt — und die Armaturen es sich nicht einfassen lassen, gar nicht auszuwischen, dann will sie ja gerne wieder für die neue Fahrt fischen und nähen und ihren Mann für weitere acht Monate richtig und tüchtig ausstatten. —

Die Molen des Fécamp-Hafens sind schwarz von Menschen, wenn die Boote ausfahren. Der Armateur hat das erste hinausgeschleppt. Die Segel hoch, der Wind bläst hinein — lebe wohl. Leicher winken herüber und hinüber, Frauen, die weinen, elende, die sich fröhlich entfernen, weil sie ihrer nicht sicher sind oder weil sie sich schämen, welche zu sein vor den vielen — manche, die ein junges Glück erst geborgen in dieser Winterpause — wenn die Schiffe wiederkehren, erfährt sie, daß ihr's das Meer genommen — und sie trägt von nun an das ruhige, schwarze Witwenhäubchen aus Gras mit dem großen Schleier, der sie ganz umhüllt.

Sturm ist die Fahrt begonnen, gehen auch schon die Vorbereitungen für den Fang an, obgleich es manchmal drei Wochen dauern kann, bis die Bucht von Neufundland erreicht ist. Alle Fanggeräte werden in Staub gesetzt, so daß bei der Ankunft sofort mit dem Fang begonnen werden kann. Die Schiffe verankern draußen im freien Meere. Wenn nicht einer der Fischer frank wird, berichtet er für die Dauer der ganzen Fangzeit kein Land. Die nächsten, Frankreich gehörigen Inseln sind St. Pierre und Miquelon. Mit ihnen verkehrt das Hospitalschiff, das dann auch die Briefe der Fischer mitnimmt und sie über New York befördert. Sowohl die Verwaltung von Canada wie auch die von Neufundland selbst bemühten sich wiederholts, den Franzosen das Fischerrecht streitig zu machen, es ist ihnen aber durch den Vertrag von Utrecht, 1713, garantiert, und allen Bemühungen konnte der französische Staat die Stütze bieten. Nur eines haben die Staaten durchgesetzt, die französischen Fischer dürfen auf Neufundland selbst nicht feste Gebäude zum Einsiedeln, Trocknen oder Aufbewahren errichten. Nur die provisorische Aufstellung von Holzschuppen, wenn sie sie nötig haben sollten, ist ihnen gestattet. Nun ist aber der Schellfischfang so eingerichtet worden, daß das kaum nötig ist und die meisten Schiffe, von Zwischenfällen abgesehen, nie Land berühren. Früher waren die Fischer allerdings darauf angewiesen. Man übte die „Pêche errante“ aus, d. h. die großen Schaluppen hielten nicht an einem be-

stimmten Punkte, sondern fuhren hin und her und warfen die Angeln aus. Jetzt ist das anders. Der Dreimaster sucht sich nach der Ankunft, wenn die sorgfältigsten Vorbereitungen vorgenommen worden sind, seinen ständigen Platz aus, wo er sich verankert. Der Meeresboden hat nämlich in der Nähe von Neufundland vergige Erhöhungen neben Untiefen, wie das auch auf dem Festlande nicht anders ist. Wo ein Berg ein Tal oder mehrere Täler zwischen sich hat. Jedes Schiff verfährt nun über zirka zwanzig kleine Boote, Doris genannt, die es aussiebt. Diese Boote sind sehr leicht, auf beiden Seiten spitz, nach und verhältnismäßig lang. Sie können ein Segel aufziehen, tun es aber nur bei äußerst ruhigem Wasser, da die Gefahr des Umkippen, besonders bei Überladung, zu groß ist. Strahlenförmig um den „Terre-neuvier“ herum, soweit ins Meer hinaus, daß sie die Glocke oder unverdächtig die Sirene noch hören können, verbreiten sich diese Doris und werfen die Angeln aus, von denen jedes Schiff 150 000 hat sich hat. Am Abend ausgeworfen, werben die Angeln am Morgen zurückgeholt, circa zwanzig an der Zahl, die auf ein Meter Entfernung an 1,20 Meter langen Schnüren am Haupttau befestigt sind. Diese Last, mit zwanzig Fischen, wenn es eine pêche miraculeuse war, müssen die zwei Männer, mit denen die Doris nur bemannzt ist, einzuladen, eine Arbeit, die stets mit Lebensgefahr verbunden ist. Die also beladenen Doris kehrt dann zum Schiff zurück, dessen Glocke oder Sirene beständig tönt. Ein Teil der Mannschaft fährt dann aus, Fische und andere Seetiere — eine Schaltlart, unverdächtig, die gerade in den letzten Jahren sehr mangelte — zu fangen, um den Ober für die freien „lignes“ abzugeben. Die zurückbleibenden haben nun die gefangenen Schellfische und Stabelhaus zu zubereiten. Die Arbeit ist nicht angenehm. Vor allen Dingen ist sie nicht wohlriechend. Zuerst werden den noch zappelnden Tieren die Köpfe abgeschüttelt. Ein anderer Mann ordnet den geköpften Fisch und wendet ihn ans. Dies geschieht, indem er ihn mit einem Schnitt von oben bis unten in zwei Teile schneidet. Die Leber nimmt er heraus und bewahrt sie auf; es wird Lebertran aus ihr bereitet. (Die Isländers fischen noch die Zungen heraus, weil an den Zungen ihr Fang — jedem einzelnen Mann — gezählt wird). Hierauf werden die Gräten aus den Hälften genommen und diese dann gewaschen, gebürstet, abgespielt und wieder gewaschen, um dem „maître saleur“, dem Salzmüster des Schiffes, übergeben zu werden. (Schrift folgt.)

Die Fischer.

Von Johan Bojer.

Endlich erhob sich der Älteste und sah aus dem Fenster.

„Das beste wäre vielleicht, wir nehmen Vater und fahren nach Hause mit ihm zur Mutter.“

„Hm, ja.“

Sie sahen einen Augenblick vor sich hin.

„Dann bekommen wir vielleicht einen Knecht zu Hause und könnten wieder herfahren und zu Ende fischen.“

„Hm!“

Nach der Dämmerung wurde es mit dem Vater schlimmer. Am nächsten Morgen hatten sie ihren Entschluß gefaßt, obwohl das Wetter unsicher war.

Die Betten flatterten im Winde, während sie sie ins Boot hinauftrugen. Es war keine Kabine da, also mußten sie ihm im offenen Hinterteil des Schiffes ein Bett aufschlagen. Erst legten sie die Kleider zu einem Bündel zusammen, dann Stroh darauf und schließlich obenauf ein Fell und das Kopfkissen.

Als sie wieder oben in der Stube standen, dachten sie zuerst daran, eine Bahre zusammenzumageln und den Vater darauf zu tragen. Aber der Zweitälteste sprach in die Hand und sagte mit leidlichem Tonfall: „Ah, ich denke, ich nehme ihn.“

Sie zogen dem Vater seine besten Seemannskleider an. Nur die Stiefel befanden sie nicht an die Füße, weil er ihnen dabei nicht selber zu helfen.

vermochte. Er wußte kaum, was sie mit ihm machen, und schwatzte die ganze Zeit wie ein Betrunkenener.

So gingen sie denn den Berg zum Boot hinunter. Erst der Älteste mit der Lebensmittelliste, dann der Zweite vorsichtig auf dem steilen Bergweg, mit dem Vater in den Armen, als wäre der Alte ein kleines Kind. Die jüngeren Brüder kamen jeder mit ihrem Fischtopf nach, den Mutter bekommen sollte.

Das Boot lag mit dem Hinterteil nach dem Strand, aber es steckte tief im Wasser und der Zweitälteste mußte den Vater auf den Boden legen, während er sich die Wasserstiefel hoch hinaufzog. Dann nahm er den Alten wieder und watete vorsichtig ins Wasser, immer mit den Füßen tastend, um nicht fehlzutreten. Endlich lag der Alte in dem schaukelnden Boot.

Sie breiteten Felle über ihn aus und deuteten ihn bis an die Augen zu. Eine große Felsnische wurde ihm über den Kopf gezogen, so daß von seinem Gesicht nichts mehr zu sehen war. Doch während sie noch im Sund lagen, kam eine Welle über die Müze und sie gefror sie augenblicklich zu Eis.

Der Alte lag noch immer da und schwante. Er glaubte, er wäre zu Hause, und zankte mit der Frau, weil das Essen nicht fertig war.

Das breite Raasegel blies sich auf, das Boot legte sich auf die Seite und der Steven bohrte sich

(Ende.)

Sie gaben die Seefahrt an diesem Tage auf. Feder saß auf seiner Kiste, rauchte und sprach nicht viel. Sie begriffen, daß es mit Vaters Krankheit ernst war, und wußten sich keinen Rat. Ab und zu sah einer von ihnen aus dem Fenster. Die Fischerboote stießen auf's Meer hinaus. Vielleicht kamen sie gerade heute mit gutem Fang heim. Um die Zeit nicht zu vertrödeln, fingen sie an, Neige anzubessern. Im Laufe des Tages spuckte der Vater Blut. Von da ab wurde es ganz still in der Stube. Nur die Garnnadeln gingen hin und her. Gegen Abend sagte der Zweitälteste leise: „Wir sollten vielleicht zum Doktor fahren.“

Es war drei Meilen Seeweg bis zum nächsten Arzt auf dem Festland.

Eine halbe Stunde später zog der Älteste Draht in eine neue Garnnadel und sagte dann: „Wenn es Lungenerentzündung ist, dann bleibt er wohl Wochen lang bettlägerig.“

„Hm,“ sagten die anderen und sahen einen Augenblick von der Arbeit auf.

„Und da muß einer bei ihm sein, Tag und Nacht.“

„Hm!“

„Aber drei Männer auf See sind nicht ausreichend. Und ein Nietsfreund ist jetzt nicht leicht zu bekommen.“

„Hm!“

Darüber waren sich alle vier einig...

ins Meer. Der Alteste holt das Ruder, der zuerst stand mit dem Schöpftopf bereit, und vorne standen die beiden Jüngsten und pahten auf das Beifahrer, da der Ostwind von der Seite kam.

Das graue Meer ging hoch und der Wind sang. Ein sahler, blauer Frosthimmel spannte sich über die unendliche Meeressfläche. Bald lagen die Fischerboote weit zurück am Horizont, wie eine Reihe unendlicher Punkte.

Von dem Augenblick an, als der Alteste die Ruderstange ergreif, war bei diesem Wetter nicht mehr daran zu denken, sich zu erkundigen, wie es dem Vater ginge. Der Bootsmann auf einem Maasguller muß gleichzeitig auf die Segel achten, daß sie nicht alle im Boot ihre Pflicht tun, jede größere Welle bemerken, die herangeschossen kommt, ungefähr ihre Macht berechnen und ihre Richtung beurteilen. Isaak war dafür bekannt, daß er die Tüchtigkeit des Vaters in der Bootsführung geerbt; heute hatte er eine doppelte Aufgabe. Er mußte die Fahrt beschleunigen, um möglichst schnell nach Hause zu kommen, und doch durfte er nicht so unbesonnen segeln, daß das Boot zu viel Wasser bekam und der Vater nass wurde. Ein Führer ohne Kompass muß außerdem auf dem Meere stets wissen, wohin der Kurs gehen soll.

Der Wind nahm zu. Von Osten kamen große, weißrötliche Wellen herangeschossen, doch in dem Augenblick, da die Welle sich über das kleine Boot wälzen wollte, legte sich der Steven schräg zur Seite und die Woge schoß darüber hinweg. So ritt das Boot eine Weile auf dem hohen Rücken, wurde dann ein Stück von seinem Wege ab nach Westen hingeschleudert; dann schoß der Bordersteven in die Tiefe, stand aber nach einer Welle wieder auf und das Boot ritt auf einer neuen Woge. Es war ein Spiel zwischen dem Führer und dem Meere, und es galt nun, jeder Woge, die so ansah, als wollte sie das Boot unter sich begraben, einen Streich zu spielen.

Das Boot wird in solchen Stunden ein Teil der Seele und des Körpers seines Führers.

War es für die Fahrt unmöglichlich nötig, etwas Wasser an Bord zu bekommen, so ließ er es über den Bordersteven einströmen. Bald brauste es auf dem Boden des Bootes und der Alteste hatte tüchtig mit Schöpfen zu tun; die beiden Jüngsten hatten bereits so viel Wasser bekommen, daß sie wie Eisbärole aussehen.

In weiter Ferne gegen Westen konnte man einige Klippen bemerken, die zu schwimmen schienen, so hoch schoß der Brandungssprudel gegen den Himmel. Nach Osten zu lag ein gelber Schimmer am Meerstrand und spiegelte sich, so daß einige Wogen in goldenem Scheine standen; andere dagegen kamen schwarz und schwerfällig, doch die meisten stürzten mit wildem Gebrüll auf das Boot.

Mit unbeweglichem Gesicht stand der Alteste und drehte den Priem zwischen den Borderzähnen, während er die Beine spreizte und die Ruderstange über seinen Söldner hin- und zurückwarf. Das Gausen und Schreien der Wogen im Stücke überwöhnte alles. Ein paar einzelne Möwen kreisten kreischend über dem Segel. Das Boot aber fuhr weiter über das Meer mit der tiefen Last.

Der Himmel fing an, nach Osten dunkler zu werden, und der Wind nahm zu. Bald mußte der Führer rufen: „Zieht ein Segel ein!“

„Zieht ein Segel ein!“ wiederholte der Alteste und warf den Schöpftopf fort. „Ein Segel einzehlen!“ schrie es im Borderramm, und beide hingen sich an das Segel, um es herunterzuzerren.

So ging man bei dem kleineren Segel zu Werke. Später wurde der Himmel ganz dick und grau, und Schneeflocken mischten sich in den Sturm. Zugleich fielen die Schneeflocken so dicht, daß sie nur einige Bootslängen weit sehen konnten. Der Sturm nahm zu, und sie mußten ein neues Segel befestigen. Keiner hatte mehr Zeit, dem Vater einen Gedanken zu opfern.

Mit halb aufgespanntem Segel schoß das kleine Boot vorwärts wie ein geängstigter Vogel. Der Schöpftopf in den Händen des Altesten arbeitete schwierig, obwohl er schon eine unformliche Eismasse war.

Alles wurde zu Eis, ihre Handschuhe, ihre Stiefel, ihre Söldner und ihre Warte.

So rann Stunde um Stunde. Die beiden Möwen drehten um und flogen wieder zu der Flotille zurück. Da der Führer jetzt im Schneetreiben nicht mehr gut sehen konnte, so kam oft eine unvermündete Welle und stürzte sich wie ein Wasserfall über das Boot. Alles begann darin herumzuschwimmen. Der Zweitälteste spürte den schweren Schöpftopf nicht mehr; er schöpfte, daß ihm der Schwanz herunterraumte.

Aber jetzt mußten sie bald die Feuer von Aegana zu Gesicht bekommen. Der Führer sah sich forschend nach dem Obbach um, doch kein Feuer war zu sehen. Der Schnee fiel jetzt berartig, daß das letzte Segel befreit werden mußte. Aber das Segel ließ sich auch nicht mehr verkleinern, denn das Boot mußte doch so viel Fahrt haben, um die Wellen zu zerschneiden.

Das Segel wurde schwer von dem dichten Schnee. Das Boot hatte keine Tane mehr, sondern Eisfabel. Und bei all dieser Schwere im Takelwerk legte es sich immer mehr über und schluckte immer mehr Wasser.

Wieder vergingen Stunden, und noch immer kein Feuer. Glücklicherweise konnte keiner sehen, daß der Führer blaß war.

Zuletzt begann es zu dunkeln. Da schrie der Alteste: „Wer wo sind wir denn, hast Du das Feuer gesehen?“

Im Heulen des Sturmes tat der Alteste, als höre er nicht.

„Gieb auf den Schöpftopf Acht!“ schrie er.

Und der Alteste war gewöhnt, zu gehorchen.

Aber sie wußten alle, daß der Wind im Schneesturm oft umschlägt, ohne daß der Seemann es merkt. Das Boot veränderte dann nach und nach seinen Kurs, und der Bootsmann richtet sich dann nach dem Segel und kann nichts weiter sehen, als Wellen und Schneeflocken. Hatten sie jetzt den Wind von Süden bekommen, so stießen sie bei dieser Segelführung vielleicht nach Westen, fuhren also aufs hohe Meer hinaus.

Es fing an, dunkel zu werden, das kleine Boot arbeitete sich schwerer und schwerer durch die Wogen. Plötzlich fühlte der Steuermann, wie er am Arm gezogen wurde. Er sah sich um. Es war der Vater, der sich herangeschlichen hatte und sich nun festhielt, um nicht von den Wogen über Bord gespiilt zu werden.

„Nein, Vater, leg' Dich nieder!“ schrie der Sohn.

„Nein, nein, das geht schief; ich merke es mir, es geht schief. Wir haben den Wind von Norden, zieh' das Beifahrer ein und steuere geradeaus.“

Bevor sie es noch recht wußten, stand der Alte, ohne Wasserstiefel, im Schiffsrumpf. In demselben Augenblick legte sich das Boot eine Weile unter eine Woge und drohte zu Kentern. Es war keine Zeit zu fragen, wie der Vater sich fühlte. Es war keine Zeit, an seine Krankheit zu denken.

Bevor es noch jemand wußte, stand der Alte schon auf seinem gewöhnlichen Platz am Ruder, und der Alteste stürzte fort und half seinem Bruder beim Schöpfen.

„Zieht das Beifahrer ein!“

Am Gehorsam gewöhnt, zogen sie das Segel ein, das Boot hob sich, der Steven drehte sich und stand plötzlich gerade da, gegen Wind und Wellen. Sie ritten eine lange Zeit auf dem hohen Wasser Rücken und wurden mit einer Haft davongetragen, daß das Segel oft schlaff am Mast hing.

Der Alte hatte keine Umgangsentzündung und sein Fieber mehr. Er dachte nur daran, sein Leben und das seiner Kinder zu retten.

In solchen Stunden spielt der Fischer stets um sein Leben. Man glaubt, der Wind kommt von Norden, aber vielleicht kommt er von Süden. Vielleicht flieut man nach Hause, vielleicht aufs hohe Meer hinaus und dem Tod entgegen. Im nächsten Augenblick stößt man vielleicht auf eine Klippe und ist verloren. Vielleicht kommt man auch irgendwo an Land, aber sicher weiß das niemand.

Der Alte war bald wie die anderen steif vor Frost. Wenn er Fieber hatte, so wurde er bald von den Wogen abgeföhlt, die ihm von hinten her über den Kopf schlugen. Doch plötzlich sahen sie ihn die Ruderstange loslassen; er öffnete den Mund, eine Blutwelle strömte heraus, und er taumelte zu Boden. Es war keine Zeit, ihm zu helfen. Der Alteste mußte das Steuer ergreifen, bevor die Wogen das Boot umwarfen. Die anderen mußten schöpfen, damit es nicht vom Wasser überfüllt würde. Der Vater blieb liegen, wo er war, und bald schwamm er förmlich im Boote herum.

Die Wogen trugen das Fahrzeug in rasender Fahrt weiter und warfen es in der Dunkelheit wie einen Ball vor sich her.

Da ertönte ein Knall, das Segel fiel zusammen und kam, die beiden Jüngsten fast bedeckend, herabgerissen. Der Frost hatte es spröde gemacht, und nun war es geknickt. Eine Weile lag das Boot still auf einer hohen Woge, dann drehte es sich und lehnte sich mit der Seite nach der nächsten Welle, die mit aller Gewalt darüber hinweg schlug. Dann kam eine andere große Woge und hob es hoch, warf es vor sich her, riß es in die Tiefe wieder und im nächsten Augenblick war es im Abgrund verschwunden.

Als es wieder mit dem Kiel nach oben zum Vorschelln kam, hingen vier Menschen in den Tauen. Einer nach dem andern kam herauf und klammerte sich fest an den Kiel. Alle Söldner waren fort, und ihr feuchtes Haar flatterte im Winde. Das Boot wurde vorwärts getrieben, und es war schwer, sich festzuhalten. Souff waren sie wie alle Fischer, die umgeworfen werden, ganz ruhig; sie wußten, was sie zu ihm hatten. Alle vier stießen einen mächtigen Schrei aus, der möglichst weit gehört werden konnte. Eine Woge spülte den Jüngsten fort, doch er packte schnell ein Tau und kam wieder empor. Plötzlich schrie der Alteste: „Der Vater!“

Und die anderen wiederholten im Sturm den einen herzerregenden Schrei: „Der Vater!“

Und nun wies der Alteste auf einen schwimmenden Gegenstand hin.

Sie sahen etwas, das von einer Woge hochgehoben wurde. In demselben Augenblick sah der Alteste den Fuß auf den Kiel, streckte die Arme nach vorn und stürzte in die Wellen.

„Der Vater!“ erschöpfte es aus den Wogen, und nun sahen sie ihren Bruder wieder. Er trat mit den Füßen Wasser und hielt etwas in den Armen. Eine Woge hob ihn hoch empor; sie sahen ihn anlaufen, den Vater in den Armen.

„Der Vater!“ schrien alle vier.

„Der Vater!“ antwortete es vom Wasser her.

Doch in demselben Augenblick schlug eine Welle über dem Bruder zusammen, er sank in die Tiefe.

Am Abend, zur Zeit der Ebbe, waren die Wogen die drei Kilometer an Land.

Im Schneesturm sahen sie in der Nähe aus einer Stube ein Licht schimmern. Doch sie waren zu steif, um auf dem festen Boden zu gehen. Auf allen Bieren krochen sie über den Schnee zum Hause hin. Es war auf Hinteren, wo sie die Wellen ans Land gespült hatten.

Ein paar Tage später waren alle drei wieder frisch und gesund. Das Boot hatte nicht allzu stark gelitten, so daß sie es leicht reparieren konnten. Sie kauften sich ein neues Takelwerk und segelten mit der traurigen Botschaft heim zur Mutter.

Als sie eine Woche zu Hause geblieben waren, mieteten sie sich ein paar Knechte und segelten zum Fischfang zurück. —

Im Winter holte ein Mann auf Hinteren Taug aus dem Wasser, als er in den Taughäusern auf zwei an Land getriebene Leichen in Seemannskleidung stieß. Der Alte hatte keine Stiefel an. Der Junge hielt den Alten wie eine große Puppe in den Armen. Beide Körper waren von einer unglaublichen Menge seegrünen Eises umgeben. Der Mann entfernte die Tauglage; doch er mußte die beiden Toten gewaltsam von einander trennen, bevor er jeden für sich auf seinen Schlitten laden konnte.

Feuilleton.

Hinter den Dünen.*

Der Wind von sprühenden Tropfen naß,
Fuhr pfeifend über das Dünengras,
Die Wölken jagten sich, regenschwer,
Und hinter den Dünen dröhnte das Meer.
Es liegt seitab, wo's zum Leuchtturm geht,
Der Inselsfriedhof, im Sand verweht.
Vergess'ne Kreuze, zerfallen fast,
Auf morschen Taseln die Schrift verblaßt.
Grausilbern wuchert die Distel nur
Um eingesunkener Hölzel Spur —
Grausilbern flattert mit schrillem Schrei
Die Möve taumelnd im Sturm vorbei —
Sonst weite Oede nur, weiß und leer.
Und hinter den Dünen dröhnt das Meer.
Stand eine Tasel am Zaune dicht,
Vom Sand verschüttet und schmuellos schlucht.
Zur Seite bog ich das Dünengras
Und las den Namen „Jan Nemann Naß“ —
Im Sturm verunglückt auf hoher See“ —
Und groß darunter „Christ Kyrie“ —
Kaum, daß das Aug' noch die Worte sieht,
Das alte, gläubige Schifferlied,
Der Schrei versinkender Todesnot
Aus Wogenbranden und schwachem Boot!
Ich stand und schaute — ich stand und sah.
Wild fuhr von Westen der Sturm heran.
Weiß stob der Sand um die Hölzel her,
Und hinter den Dünen dröhnt das Meer.
Im Fischerdorfe das kleinste Haar,
Das such' ich just mir zum Lasten aus.
Vom Wind zerrissen und mannhoch kaum,
Kroch bis ans Dach der Hollunderbaum.
Ein Stübchen drinnen mit Tisch und Bett,
Die alte Bibel im Fensterbrett,
Im Fenster Nellen und Zimmergrün.
Am Herd strich schnurrend die Käse hin. —
Ein Weib am Feuer, das Neze flickt, —
Eisgrau das Haar, und die Stirn geblickt.
Sie hob das Auge, sah scharf mich an,
Schob dann den Stuhl mir zum Herd heran.
Sacht pendelnd tickte am Herd die Uhr,
Der Weststurm hart an die Scheiben fuhr.
Stumm saß die Alte. Kein Wort ward laut.
Da sah ich auf.

Was der Regen braut!
„Für Boot und Schiffer ist böse Zeit!
„Ihr Mann ist auch wohl noch draußen heut?“
„Mein Mann?“ sie strich sich das graue Haar.
„Mein Mann ist tot. An die dreißig Jahr.
„Die Sumpf war draußen zum Heringfang,
„Er und zwei andre. Vier Tage lang.
„Ich weiß das alles wie hente noch.
„Die Sumpf war alt, und die See ging hoch.
„Das Schiff ging unter mit Mann und Maus.
„Zwei Leichen waren die Wellen aus.
„Auf Morgen gings in der Sonntagnacht,
„Da ist er tot mir ins Haus gebracht.“

Sie schlug die Blätter der Bibel um.
Ein Bild dazwischen. Sie gab mir's stumm.
Ein alter Schiffer von alter Art,
Seescharf die Augen, und grau der Bart.
In steifen Lettern, vergilbt und blaß,
Am Rand der Name: Jan Nemann Naß . . .
„Der hält nun längst auf dem Kirchhof Ruh“ —
Die Alte nickte dem Bilde zu;
Ging dann und holte von fahler Wand
Ein andres Bildchen mit leiser Hand.
„Und hier“ — sie sprach es in weichem Ton —
„Dies ist der Junge. Der Jan, mein Sohn.“
Ich sah das Bildchen. Ein junges Blut,
Die Augen lachend von Lebensmut,
In Knabenlocken das helle Haar.
„Ein hübscher Junge, der Jan, nicht wahr?
„Der letzte Brief kam von Rio her.
„Nun schläft er da unten im Stillen Meer,
„Ihn nahm das Fieber, dem Hafen nah . . .“

* Aus „Balladen und Lieder“ von Lulu v. Strauß-Torney. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. Preis M. 2,50.

„Ich weiß, sie warten, die beiden da,
Der eine hier — und der Junge weit —
„Für mich ist nun auch bald Schlafenszeit.“

Sie zog ihr Nez sich zum Fensterlicht.
„Die alten Augen, die wollen nicht!
„Das macht das Weinen. So ist die See:
„Sie tut uns wohl, und sie tut uns weh.
„Wer dem da droben nur schweigt sie still.
„Wir nehmen's hin, wie der Herrgott will.“

In mildem Schweigen erstarrt ihr Wort.
Die Wanduhr tickte am Herde fort,
Sacht mach den Takt zu dem Liede sie,
Das um die Fenster der Weststurm schrie.
Der Regen schlug an die Scheiben schwer,
Und hinter den Dünen dröhnt das Meer. —

Lulu v. Strauß-Torney.

Hochseefischer. Die hängende, dunkle Wölken sagen über den Himmel. Der Wintersturm hat das Meer aufgewühlt. Stumpfgrün und schiefgrau rollen die Wogen. Weißes Schaumgeriesel krönt ihre Kämme. Gurgelnd und grossend schieben sie sich empor, mit einem klatschenden Dröhnen prallen sie aufeinander und brausend und zischend zertrümmern sie. Zwei Fischerboote auf dem wild bewegten Meer. Der Fang war gut. Der Kurs geht heimwärts. Ein kleiner Nordwest hat die Segel gebückt; weit bauschen sie sich um Mast und Maaren. Welle auf Welle wird durchschnitten in rasender Fahrt. Auf und nieder wiegen Bord- und Hinterteil der Schiffe. Über eine feste Hand hält das Steuer und ein scharfes Auge lugt hinaus auf Sturm und Wogengang.

Noch ein paar Tage. Dann sind Mannschaft und Ladung geborgen. Die Heimat empfängt die lange Entfernten, und Weihnachten vereint die wieder, die Monate hindurch voneinander getrennt waren: den Sohn mit den alten Eltern und den Vater mit seiner Familie. —

Der Aberglaube und die Apotheken. Die Apotheken gelten heute noch den Bewohnern des flachen Landes als Werkstätten von Dingen, die mit einem geheimnisvollen Schleier bedeckt sind. Hier erhält der Landmann Gegenmittel für den „bösen Mist“ und „Beherungen“, die sein Vieh betroffen haben. Ein beliebtes Mittel für derartige Fälle ist das Wolfssfleisch. Eine der vielen Büchsen in den Apotheken trägt denn auch die lateinische Inschrift: *hepar lupi*, zu deutsch: Wolfsleber, die zerstoßen und dem Vieh eingegeben wird. Dem Wissbegierigen sei gesagt, daß die ominöse Büchse nichts enthält, was auf die Herkunft von diesem wilden Tiere schließen ließe. Dieses schauerliche Produkt ist nichts weiter als die Lunge mit der daran befindlichen Lufttröhre unseres — Kindviehs. Dieses „Gekröse“ wird zerschnitten, zur besseren Konserverierung einen Tag lang in Holzzsig gelegt, auf eine Schnur gezogen und in den Mund gehängt, womit das Wolfssfleisch fertig ist.

In den Gegenden des preußischen Litthauens, also in dem nordöstlichen Zipfel Deutschlands, spielt bei der Landbevölkerung das „Schlangenwasser“ eine große Rolle. Seine Darstellung nimmt man in der Weise an, daß giftige Schlangen auf irgend eine Weise so „destilliert“ werden, daß eine Flare, mit dem Giste durchsetzte Flüssigkeit entsteht. Es kommt daher sehr oft vor, daß ein gläubiges Gemüth die Apotheke mit einem Sack voll lebender Kreuzottern betritt und diese zum Kauf anbietet. Mit großer Lebhaftigkeit wird diesem Menschenfreund bedeutet, daß noch Material genügend vorhanden, und daß er nur schleunigst verdunsten möge. Natürlich ist das „Schlangenwasser“ seinem Werte entsprechend teuer; es kosten 200 Gramm davon — eine gewöhnliche sogen. Medizinflasche — M. 1. Inhalt: Aqua destillata = destilliertes Wasser. Um die Darstellung des Schlangenwassers aus wirklichen Schlangen glaubhaft zu machen, boten sich in den Apotheken — wenigstens war dies noch vor kaum zwei Jahrzehnten der Fall — dem Publikum einige Gläser dar, angefüllt mit in Spiritus konservierten Schlangen und anderem Gewürm, worunter sich auch die bekannte Maulwurfsgrille befand; damit wurde gleichzeitig noch etwas anderes bewirkt. Der gewöhnliche Mann glaubt nämlich, daß in jedem menschlichen Körper ein solches Tier haust, das „Kolit“ genannt wird, woraus durch Vermischen mit dem litthauischen Idiom das Wort „Kolpe“ entstand. Eine Menge von Krankheiten werden nun in Verbindung mit dieser „Kolpe“ gebracht. Bei Kopfschmerz hat sich das Tier nach dem Kopfe begeben und man hat dann Kopf-Kolit; bei

Kopfschmerzen röhrt sich das sonst ruhige Tier im Bauch: man hat dann Leib-Kolit. Kurz, in dem Körpergegend, in welcher ein Unbehagen verspürt wird, ist das Tier zu finden. Es hat sich von seinem gewöhnlich angeviseten Orte entfernt und kann nur durch „Kolpe-Kerkrungstropfen“ in seine ehemalige Lage zurückgebracht werden. Die Leute erhoffen unter dieser Bezeichnung harmlose Magentropfen. Auch „Liebestropfen“ wurden von den über die Grenzen kommenden russischen Bauern, den Janitaren, sehr gefragt; sie waren sehr beliebt, sobald es sich darum handelte, einen Jungling in die Klume eines liebedürftigen Jungfrau oder umgekehrt zurückzuführen. Ein Stubel spielte hierbei keine große Rolle.

Leben in stickstoffreicher Luft. Auf Grund früher Versuche hatte sich die Ansicht verbreitet, daß Tiere in einer Luft ungestört leben könnten, in welcher der Stickstoff durch Wasserstoff ersetzt ist. Es waren allerdings nur wenige Versuche angestellt worden, aber diese hatten doch zu dem Ergebnis geführt, daß der Wasserstoff ebenso wenig einen Einfluß auf den animalischen Körper ausübe wie der Stickstoff, daß sich also beider gegenseitig in der Luft vertreten könnten, ohne daß dadurch für die Atmung oder das Leben eines tierischen Wesens eine störende Veränderung eintrete. Dieses Ergebnis erschien um so merkwürdiger, als die beiden Gasen chemisch wie physikalisch sehr verschieden sind und außerdem auch in das Blut von Tieren gebracht sich sehr verschieden verhalten. Um die Mächtigkeit des früheren Teststates noch einmal zu prüfen, hat der Italiener Alvaro Marzocci neue, umfangreichere Versuche mit einer grossen Anzahl von Tieren angestellt. Er benutzte grosse Gloden, die mit Wasserstoff und einer entsprechenden Menge von Sauerstoff gefüllt waren. In diesen Gloden waren die Versuchstiere unvergebracht. Die Experimente führten zu ganz anderen Ergebnissen, als man früher erhalten hatte. Die Tiere unter den Gloden begannen sofort unruhig zu werden, sie zitterten und streckten danach, ihre Gliedmaßen unter warmen Gelegenständen, die unter den Gloden lagen, zu verbergen. Die Atmung wurde bei ihnen immer lebhafter und die Unruhe nahm zu. Schließlich wurden sie schlaflos, taumelten zu Boden und blieben endlich auf einer Seite liegen, um zu sterben. Eine Untersuchung des Gasgemisches unter den Gloden zeigte, daß der Sauerstoffverbrauch und die Ausscheidung von Kohlensäure viel gröber waren, als unter den Gloden, in denen unter denselben Bedingungen Tiere in einer mit Stickstoff versehenen Luft gehalten wurden. In dem Gemisch mit Sauerstoff war eben die Atmung bedeutend lebhafter.

Die Abköhlung der Tiere in dem Gemisch von Sauerstoff und Wasserstoff war das auffallendste Ergebnis der Experimente. Die Körpertemperatur der Säugetiere und Vögel, mit denen die Versuche angestellt wurden, sank um mehrere Grad; sie ging in einzelnen Fällen unter 30 Grad herab. Man konnte schon mit der Hand den Tieren anfühlen, daß sie froren. Auch spürte man bereits ein Gefühl der Kälte, wenn man mit der Hand unter die Gloden stellte, um die Tiere hervorzuholen.

So ist denn der Wasserstoff, wenn er an Stelle des Stickstoffes der Luft beigemengt wird, für alle Tiere durchaus schädlich, sie können in ihm nicht leben.

Die starke Abköhlung der Tiere, das Frösteln, das Gefühl, daß auch die menschliche Hand unter den Gloden empfand, legen die Vermutung nahe, daß es hauptsächlich eine physikalische Eigenschaft des Wasserstoffes ist, die den Tod der Tiere verursacht. Dieses Gas ist nämlich ein sehr guter Wärmeleiter, die Tiere geben in ihm ihre Wärme sehr rasch ab und tritt infolgedessen eine verderbliche Abköhlung, vielleicht ein Erfrieren ein. Ob freilich die Abköhlung allein den Tod der Tiere verursacht, ist damit nicht ganz entschieden. Vielleicht führt der Wasserstoff auch im Gegensatz zum Stickstoff, der oft Schaden im Blute zufügt, eine verderbliche chemische Wirkung auf das letztere aus. Bei früheren Versuchen war der Wasserstoff in zu geringem Prozentsatz in dem Gasgemisch vertreten. Daß vielleicht wahrscheinlich das ganz andere Ergebnis, das man früher erhalten hatte. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.